

Friedemann Rast:

Das „Friesische Manifest“ - kritisch betrachtet

Gedanken eines Ostfriesen

„Ich komme aus dem Land der Friesen / Und habe viel gemein mit diesen“, so pflegt sich Karl Dall vom Pop-Kabarett „Insterburg u. Co.“ auf der Bühne dem Publikum vorzustellen. Überflüssig zu bemerken, daß er mit dem „Land der Friesen“ seine Heimat Ostfriesland meint.

Was er mit professioneller Spaßhaftigkeit vorträgt, wird in Veranstaltungen und Verlautbarungen hierzulande vielfach in

Die Gedanken eines Ostfriesen über das „Friesische Manifest“ von 1955 sollten auch in Nord- und Westfriesland gelesen werden und Beachtung finden. Friedemann Rast studiert in Kiel Germanistik und Pädagogik, er ist aber in Aurich beheimatet, und Ostfriesland liegt ihm also zunächst am Herzen, bei allem Interesse, das er besonders Nordfriesland entgegenbringt. Der Standort des Kritikers ist hier aber im Grunde belanglos, wichtig ist allein, daß hier kein Außenstehender urteilt, sondern ein im doppelten Sinne des Wortes „Betroffener“, ein Engagierter, einer, der ernsthaft um das Verständnis des „Friesischen“ bemüht ist. Sicher hätte ein Nord- oder Westfriesen von anderen Voraussetzungen aus urteilen können, was nicht ausschließt, daß auch er zu den gleichen Folgerungen gelangt sein könnte. Sicher auch ist das Urteil Friedemann Rasts in seiner Unbedingtheit zu einseitig; zeitgeschichtliche Vorgänge vollziehen sich etwas komplexer, als dieser Aufsatz es berücksichtigt. Dennoch sollte seine Kritik Anlaß sein, sich ebenso ernsthaft wie der Kritiker mit der Frage auseinanderzusetzen, ob das „Friesische Manifest“ wirklich weiterhin wie bisher die Grundlage wichtiger interfriesischer Veranstaltungen sein kann; eine Frage, die in erster Linie an die den Friesenrat bildenden Vereine und Institutionen gerichtet ist, die im übrigen aber jeden betrifft, dem an der interfriesischen Kooperation gelegen ist. (Adresse des Verfassers: 2300 Kiel, Freiligrathstraße 11.)

voller Ernsthaftigkeit vorausgesetzt. Ostfriesland präsentiert sich „friesisch“ — oder, besser gesagt: Es wird bei turnusmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten als „friesisch“ ausgegeben. Man braucht sich nur an Ereignisse der letzten Zeit zu erinnern: Ein „Friesisches Jahrbuch“ wurde vorgelegt, es fand ein „Interfriesisches Studententreffen“ statt, und vor allem tagte der „Friesenkongreß“ in Aurich, anlässlich dessen die „Ostfriesische Landschaft“ ihr „Forschungsinstitut für den friesischen Küstenraum“ eröffnen konnte.

Inwieweit dergleichen die breite Öffentlichkeit überhaupt berührte, steht hier nicht als Problem zur Debatte; es genügt als Resümee der kurzen Aufzählung, daß in Ostfriesland dem Anschein nach eine lebendige Tradition des „Friesischen“ in enger Fühlungnahme mit den „anderen Frieslanden“ fortgeführt wird, der man es auch zutraut, als Leitlinie regionaler Kulturpflegearbeit in der Zukunft dienen zu können. So kam es jedenfalls in den einleitenden Worten zum Ausdruck, die Landschaftsrat Dr. Wiemann — damals noch Vorsitzender des Friesenrates — zur Eröffnung des Auricher Friesenkongresses fand¹.

Ist „das Friesentum“ demnach imstande, sowohl speziell Ostfriesland als auch dem „friesischen Küstenraum“ allgemein in Gegenwart und Zukunft als Basis bzw. Richtschnur zu dienen? Umgreift dieser Faktor tatsächlich „Tradition und Fortschritt“, um eine gern gewählte Formel zu benutzen? Diese Frage an die einschlägig Beschäftigten und vielleicht vom „Friesischen“ Überzeugten erscheint legitim: Denn wer sich anschickt, unter Berufung auf ein wiederholt beschworenes Traditions-Gut bewußt den Weg in eine selbstverantwortlich mitgestaltete Zukunft zu gehen, wer selber aktiv voranschreiten und erklärtermaßen kein Zaungast des Fortschritts sein will (schon weil er das gar nicht kann!), kommt

¹ vgl. Harm Wiemann, „Zum 12. Friesenkongreß“, Ostfriesland 1973/2.

nicht umhin, namentlich unter den Zeitumständen von heute das „friesische Erbe“ sowie die „friesischen“ Gemeinsamkeiten als eine der vermeintlichen Grundlagen sich abspielender Wandlungsprozesse in Frage zu stellen, um es — wenn möglich — zeitgemäß zu definieren.

Als ein Beitrag zu dieser Selbsterforschung wollen die folgenden Anmerkungen verstanden werden. Sie sind vor allem um Vorurteilsfreiheit gegenüber „dem Friesischen“ bemüht. Wenn dieses so häufig als verbindendes Band beteuert, in Festreden feierlich angesprochen oder auch einfach ohne Hintergedanken im Munde geführt wird, beweist solche Wiederholung noch lange nicht, daß es „das Friesentum“ tatsächlich gibt. Man kann auch Parolen folgen oder gedanklichen Konstrukten Glauben schenken, die längst mit der Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmen oder sogar von vornherein nicht wahr waren — die jüngste deutsche Vergangenheit beweist das leider nur zu sehr . . .

Das „Friesische Manifest“

Grundlage aller (inter)friesischen Aktivitäten seit den 50er Jahren ist nach wie vor das „Friesische Manifest“, welches vor nunmehr fast 20 Jahren, am 28. August 1955, feierlich am Upstalsboom bei Aurich verabschiedet wurde. Es gilt als das klassische Dokument der friesischen Nachkriegsgeschichte. Aber auf klassische Dokumente pflegt man sich gerne zu berufen, nur lesen und wieder lesen wird man sie fast nie! Und damit, weil so selten kritisch auf ihren Wahrheitsgehalt befragt, vermögen dann Produkte wie dieses sogenannte „Manifest“ fernab von der allgemeinen Aufmerksamkeit ihre trübe Hintergrund-Existenz weiterzufristen. Wenn das Licht der Öffentlichkeit mehr als eine Floskel ist, nämlich wenn das, was diese Metapher meint, tatsächlich aufklärerische Kraft besitzt — bei einer heutigen Lektüre des „Friesischen Manifestes“ kann die Unbarmherzigkeit dieses „Lichtes“ nur positive Auswirkungen zeitigen:

„Am Tage des sechsten gemeinsamen Treffens in neuerer Zeit stehen wir Friesen aus Nord-, Ost- und Westfriesland, aus

dem Saterland und dem Lande Wursten, aus dem Oldenburger Land und von Helgoland an der uns allen ehrwürdigen Stätte, am Upstalsboom, wo sich im Mittelalter die Abgesandten der sieben Seelande versammelten. Wir sind zusammengelassen, weil wir fühlen, daß wir zusammengehören, und weil die Kraft dieses Gefühls nach Ausdruck verlangt; diese Kraft, die lebendig geblieben ist über alle Wechselfälle der Geschichte und über alle einmal entstandenen Grenzen hinweg.

Gemeinsam ist uns das Volkstum, gemeinsam der Kampf gegen die Naturgewalt der Nordsee, gemeinsam vor allem das Bewußtsein unserer Freiheit von den Niederlanden bis nach Dänemark.

Die Zeit drängt nach größeren Zusammenschlüssen. Die drei Frieslande bejahen alle Bestrebungen, die zu einem geeinten Europa führen. Wir gehören freilich mehr als einem Staate an, fühlen uns aber über alles Trennende hinweg als Angehörige eines Stammes, gewohnt und gewillt, unserer Eigenart die Treue zu halten. Mit den Friesentagen, die im Jahre 1925 in Jever ihren Anfang nahmen, bekennen wir uns zur Besinnung auf die gemeinsamen Werte.

Wir bekennen uns zu einer Kultur, die in den Tiefen des Volkstums wurzelt. Gemeinsam wollen wir sie pflegen. Wir bitten alle verantwortlichen Stellen, die kulturelle Arbeit unserer friesischen Institute und Verbände recht zu erkennen und sie so zu fördern, daß ihre volle Entfaltung zum sichersten Deich gegen die gleichmachende Flut der Massen wird.

Wir bekennen uns zu unserer Muttersprache, sie sei friesisch oder plattdeutsch, die uns als wertvollstes Gut mitgegeben wurde und die wir pflegen wollen vor allem anderen. Elternhaus, Schule und Kirchen sollen uns dabei helfen, und alle staatlichen Stellen weisen wir darauf hin und bitten sie, Größe und Wert dieser Aufgabe zu erkennen.

Wir bekennen uns zur gemeinsamen Arbeit. Der Friesenrat, den wir berufen, wird die Aufgabe haben, die Zusammenarbeit zu verstärken, Wissenschaft und Schrifttum und alles schöpferische Streben zu fördern und damit das ehrenvolle Ansehen Frieslands in der Welt zu mehren.“

Dieses „Manifest“, heute probeweise Nicht-Ostfriesen zum Lesen gegeben, ruft entweder ungläubiges Staunen hervor („Das darf doch nicht wahr sein! Und das nach dem Kriege?“) oder auch schallendes Gelächter. Nur daß das für die Betroffenen — und das sollten die nachdenkenden Bürger Ostfrieslands im wahrsten Sinne des Wortes sein — kein „befreiendes“ Lachen ist.

„Ein Land ist nicht nur das, was es tut — es ist auch das, was es verträgt, was es duldet.“ Diese in ihrer Bitternis nach wie vor aufrüttelnden Worte über das Deutschland der NS-Zeit schrieb Kurt Tucholsky im Exil an Arnold Zweig². Sie können in der heutigen Situation als Ansporn aufgefaßt werden, auch das mit den tönenden Worten des „Manifests“ begründete „friesische“ Pseudo-Brauchtum und Pseudo-Gedankengut einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. Kopfschütteln, Belustigung oder Gleichgültigkeit können das Dokument weder adäquat beurteilen noch aus dem Wege räumen.

Mit dem „Friesischen Manifest“ sind allen Ernstes Aussagen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gemacht worden, die nicht nur historisch falsch und in sich nicht schlüssig sind, sondern wegen des Tonfalles ihrer Verkündung wie um ihres zeitgeschichtlichen „Umfeldes“ willen als ideologisches Gebilde seltener Eindeutigkeit angesehen werden müssen.

Der Begriff „Ideologie“ entbehrt allerdings heute im Zeichen seiner fast inflationären Verwendung als Mittel der Diffamierung in den Auseinandersetzungen der Tagespolitik der nötigen Eindeutigkeit. Ihn zu verwenden, erfordert daher eine präzise Definition, wie sie von Werner Hofmann angeboten wird: „Ideologie (...) bleibt allemal hinter der bereits möglich gewordenen (oder schon einmal erreichten) Einsicht zurück. Ihre allgemeine Signatur ist der denkgeschichtliche Regreß.“ „Ideologie behauptet, sie beweist nicht. Ideologie tritt affirmativ auf, Wissenschaft ist methodisierter Zweifel. Ideologie rechtfertigt, Wissenschaft deutet. Wo Ideologien herrschen, wird Wissenschaftlichkeit zum gesellschaftlichen Oppositionsprinzip“³.

Der Urheber dieser Formulierungen schlägt ein Zwei-Schritte-Verfahren zur

Überführung von Ideologien vor, das von zwei leitenden Fragen ausgeht: 1. Stimmt eine Folge von Aussagen in sich? („immanente Kritik“). 2. Wie verhält sich diese Aussagen-Folge zu der gesellschaftlichen Zeitsituation, in der sie gemacht wurde? („soziologische Kritik“). Eine Anwendung dieses Verfahrens ist für das „Friesische Manifest“ nachgerade vernichtend — und damit auch für die Traditionen und Anstrengungen, die darauf basieren.

Geschichtliche Irrtümer und Ungereimtheiten

Die zentrale Aussage des „Friesischen Manifests“ liegt in jener Behauptung, welche seither zur Rechtfertigung aller „interfriesischen“ Aktivitäten dient: daß es „den Friesen“ wegen der „über alle Wechselfälle der Geschichte“ hinweg konstant gebliebenen „Eigenart“ ihres „Stammes“ (respektive ihres „Volkstums“ und dessen „Tiefen“) möglich sei, eine Tradition von Zusammenkünften aus frühmittelalterlicher Zeit „in neuerer Zeit“ wiederaufzunehmen, als sei inzwischen nichts von Belang geschehen, das dagegen spräche. Mit mehreren „Bekanntnissen“, aber vor allem der Berufung auf ein unbegründetes „Gefühl“, wird im „Manifest“ eine Brauchtums-Reaktivierung als möglich hingestellt, die ungefähr soviel Plausibilität und historische Berechtigung hat, wie sie — um ein bewußt übertriebenes, jedoch illustratives Beispiel zu wählen — einem Beschluß von Nachfahren uralter Rittergeschlechter (sofern nicht ausgestorben) beizumessen wäre, nach all den Jahrhunderten die Sitte der Kreuzzüge ins Heilige Land durch eine turnusmäßige Neuauflage der Heerlager von Akkon in Palästina symbolisch ins Leben zurückzurufen. Sich in der Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts wie in grauer Frühzeit erneut am „uns allen ehrwürdigen“ Upstalsboom oder auch anderswo im alten Geiste regelmäßig treffen zu wollen, ist ein Entschluß „der Friesen“ von ähnlicher Absurdität, ein „denkgeschichtlicher

² Kurt Tucholsky, *„Ausgewählte Briefe“*. Reinbek 1962. S. 336.

³ Werner Hofmann, *„Universität, Ideologie, Gesellschaft“*. Frankfurt 1968. S. 54 u. 59.

Regreß“. Was sich in solchem Vorsatz als vorgeblich überaus „lebendiges“ Geschichtsbewußtsein manifestiert und oftmals noch mit Stolz zur Schau getragen wird, ist in Wahrheit alles andere als in ungebrochener Kontinuität begründet ⁴.

Niemand vermag ungestraft das Rad der Geschichte zurückzudrehen, wobei er mißliebige Phasen des historischen Ablaufs aus seinem Bewußtsein verdrängt — es sei denn um den Preis, sich mit einer entwickelten Ideologie auf die Bahn (bewußter oder unbewußter) Verfälschungen zu begeben, die dann prompt in Ungereimtheiten der Aussagen zutagetreten. Von letzteren freilich weist das „Friesische Manifest“ bezeichnenderweise etliche auf:

- Wenn die „Kraft“ friesischen Stammesgefühls kontinuierlich so vital geblieben sein soll, den Ausgangspunkt interfriesischer Wünsche nach zentralen Treffen zu bilden — warum dann erst deren Reinstallierung in unseren Tagen, weshalb keine derartigen Zusammenkünfte im 19., 18., 17. . . Jahrhundert?
- Die Abgesandten der sieben friesischen Seelände pflegten seinerzeit am Upstalsboom praktische Politik zu betreiben. Wieso vermögen die Neo-Friesen, die Politik den „verantwortlichen Stellen“ überlassend, laut obiger Deklaration kaum mehr, als das Gärtlein ihrer „Gefühle“ zu kultivieren, welche lediglich noch in den „tiefen“ Gefilden von „Volkstum“ ⁵, Kultur und „Eigenart“ ihr Tätigkeitsfeld finden?
- Die Delegierten der Seelände konnten sich — damaligem Rechts- und Staatsdenken gemäß — als beauftragte Repräsentanten ihrer Herkunftslande betrachten. Jedoch welches war die Legitimation jener „Abgesandten“, die 1955 am alten Thinghügel für „die drei Frieslande“ zu sprechen behaupteten? Waren sie im Zeitalter der parlamentarischen Demokratie, die bekanntlich auf dem Gedanken der Volkssouveränität fußt, von der Bevölkerungsmehrheit demokratisch gewählt? Und wenn die von ihnen verkündete Proklamation „uns allen“, also einer nach Hunderttausenden zählenden Einwohnerschaft, aus der Seele (pardon: aus dem „Gefühl“) gesprochen

war — warum dann noch ein gesonderter Appell an „Elternhaus, Schule und Kirche“, Instanzen, die doch von vornherein in die Einwohnerschaft Frieslands einbezogen sind?

- Wieso schließlich ein solches Ungleichgewicht zwischen den gehäuften „Bekanntnissen“ zu einer — nebulosen! — Vergangenheit und den demgegenüber nur spärlichen Angaben zur konkreten Gegenwart? Woher wollten die Urheber des „Manifestes“ wissen können, wohin heute „die Zeit drängt“? Und wo war denn, um deutlicher zu werden, das „Bewußtsein unserer Freiheit“ als einer der für das Friesentum signifikanten gemeinsamen Werte in den Jahren von 1933 bis 1945 in Ostfriesland? Daß es hierzu analog zu Westfriesland eine Widerstandsbewegung gegen die nationalsozialistische Herrschaft gegeben habe, konnte bislang nicht in Erfahrung gebracht werden ⁶. Und als Illustration der Verhältnisse in Nordfriesland kann Siegfried Lenz' Roman „Die Deutschstunde“ dienen . . .

Hintergründe der „friesischen Ideologie“

Niemand könnte bestreiten, daß sich mit den eingangs hergezählten „interfriesischen“ Aktivitäten seit den 50er Jahren gewisse neue „Traditionen“ ergeben haben, die zum Teil florieren; auch sollte man die Möglichkeiten zu durchaus gegenwarts- und zukunftsbezogenen Arbeiten nicht gering veranschlagen, die sich zwischen interessierten Einzelnen sowie den regionalen Instituten und Körperschaften aus Kontakten und Begegnungen ergeben haben und noch laufend gepflegt werden. Es gibt in der heuti-

⁴ Ein übereinstimmendes Merkmal konservativer Geschichtsideologien. Vgl. Helga Grebing, Martin Greiffenhagen u. a., „*Konservatismus — Eine deutsche Bilanz*“. München 1971.

⁵ Vgl. Wolfgang Emmerich, „*Zur Kritik der Volkstumsideologie*“. Frankfurt 1971.

⁶ Man sollte die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, daß der Anstoß für die jetzige Organisationsstruktur der „Ostfriesischen Landschaft“ gegen 1940 von einer Ahnenforscher-Gruppe mit dem vielsagenden Namen „Sippenwart“ ausging.

Das Friesische Manifest — ein Skandal?

Eine Antwort auf Friedemann Rasts Kritik

Friedemann Rast, der Verfasser des kritischen Aufsatzes über das „Friesische Manifest“, wurde 1946 in Sandhorst bei Aurich geboren. Wir haben es also mit einer Kritik aus den eigenen Reihen zu tun. Obwohl Friedemann Rast überaus forsch und radikal mit den Vätern des Manifestes abrechnet, ist in seinem Aufsatz doch ein großer Ernst spürbar. Deshalb halte ich es für unerlässlich, sich sachlich und gründlich mit seinen Überlegungen auseinanderzusetzen. Obwohl wahrscheinlich die meisten Leser den Aufsatz von Rast kennen, sollen zunächst die Hauptgedanken seiner Kritik noch einmal zusammengefaßt werden.

In einer einleitenden Bemerkung bezweifelt Rast das Vorhandensein des „Friesi-

Der Aufsatz von Friedemann Rast „Das Friesische Manifest — kritisch betrachtet“ in „Nordfriesland“ 28, der lange Zeit keine Reaktion von offizieller friesischer Seite hervorgerufen hatte, hat die Mitglieder des Friesenrates bei der Vollversammlung im April dieses Jahres auf Helgoland beschäftigt. Danach hat ein Referat von Jakob Tholund, des Vorsitzenden der Sektion Nordfriesland des Friesenrates, die einstimmige Billigung der Friesenratsmitglieder gefunden. Es hat jedoch die Redaktion nicht mehr so rechtzeitig erreicht, um noch in das Augustheft aufgenommen werden zu können, so daß wir es erst jetzt — in einer vom Verfasser leicht überarbeiteten Form — unseren Lesern zur Kenntnis bringen können. Der nicht mehr ganz junge (das sei zur Richtigstellung gesagt) Verfasser der Kritik am Friesischen Manifest, der jetzt mitten im Examen steht, hat der Redaktion mitgeteilt, daß er Jakob Tholunds Beitrag mit Dankbarkeit für die nun doch noch mögliche Diskussions-Fortsetzung zur Kenntnis nehme, aber zu einer Antwort in der angemessenen Sorgsamkeit auf Grund seiner gegenwärtigen zeitlichen Belastung leider nicht imstande sei. Die Redaktion ist mit ihm der Meinung, daß die Diskussion fortgeführt werden sollte. (Adresse des Verfassers: 2270 Wyk auf Föhr, NF, Schwalbenweg 6.)

schen“. Von Ostfriesland meint er: „Es wird bei turnusmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten als ‚friesisch‘ ausgegeben.“ Und an einer anderen Stelle heißt es über das „Friesische“: „Wenn dieses so häufig als verbindendes Band beteuert, in Festreden feierlich angesprochen oder auch einfach ohne Hintergedanken im Munde geführt wird, beweist solche Wiederholung noch lange nicht, daß es ‚das Friesentum‘ tatsächlich gibt.“

In einem ersten Kapitel seines Aufsatzes zitiert dann Rast das Manifest in vollem Wortlaut, und zwar wohl in der Erwartung, daß der Leser des Textes wie er selbst reagiert: mit Kopfschütteln, mit Gelächter — und mit scharfer Kritik. Er stellt fest, daß das Manifest Aussagen enthalte, die historisch falsch und in sich nicht schlüssig seien. Er nennt das Manifest ein „ideologisches Gebilde“. Zur Analyse des ideologischen Textes geht Rast von zwei Fragen aus: „1. Stimmt eine Folge von Aussagen in sich? (immanente Kritik). 2. Wie verhält sich diese Aussagen-Folge zu der gesellschaftlichen Zeitsituation, in der sie gemacht wurde (soziologische Kritik).“

Es folgt ein Abschnitt über „geschichtliche Irrtümer und Ungereimtheiten“, der sehr handfeste Kritik enthält. Zusammenkünfte der Friesen in Anlehnung an eine mittelalterliche Tradition am Upstalsboom hält Rast für einen „denkgeschichtlichen Regreß“, für eine Absurdität, weil man das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen könne. Im einzelnen kritisiert er folgendes:

- a. Wenn das friesische Stammesgefühl so vital geblieben ist, warum dann erst wieder Zusammenkünfte in unserer Zeit?
- b. Frühere Zusammenkünfte behandelten praktische Politik — jetzt wird vor allem das „Gärtlein der Gefühle“ kultiviert.
- c. Die Delegierten der Seelände konnten sich als Repräsentanten ihrer Her-

kunftslande betrachten — die heutigen Friesenratsmitglieder sind nicht demokratisch-parlamentarisch legitimiert.

d. Wo war das Bewußtsein der Freiheit in Ost- und Nordfriesland von 1933 bis 1945?

Im letzten Teil seines Aufsatzes analysiert Rast dann die Hintergründe der „friesischen Ideologie“. Er stellt heraus, daß Geist und Sprache des Manifestes in der geistesgeschichtlichen Strömung der Romantik wurzeln — nicht aber in der Tradition des Friesentums. Das Gedankengut der Romantik aber sei irrational, antidemokratisch und antizivilisatorisch. Es sei durch den Nationalsozialismus „korrumpiert“ worden und entspreche nicht den Anforderungen einer industriellen Gesellschaft mit parlamentarisch-demokratischer Staatsform. Wörtlich heißt es: „Dieses Papier bringt ideologischen Bodensatz schlimmster Sorte zum Ausdruck. Ihn in einer bis zur Lächerlichkeit pathetischen Sprache (von ähnlich lautenden Blut-und-Boden-Verlautbarungen der Nazis nur in Kleinigkeiten verschieden!) noch zehn Jahre nach dem Zusammenbruch des deutschen Faschismus in Formulierungen gebracht zu haben, gereicht niemandem aus West-, Nord- und Ostfriesland zur Ehre. Daß man bis heute, 1973, im Sinne des ‚Manifestes‘ friesische ‚Volkstum‘-Arbeit betreiben zu können glaubt, ist schlechterdings ein interfriesischer Skandal! Das ‚Friesische Manifest‘ ist nicht einmal mehr als Diskussionsgrundlage tauglich, darum — lieber heute als morgen — weg damit...“

Eines freilich muß deutlich ausgesprochen werden: Rast lehnt keineswegs die interfriesische Zusammenarbeit ab! Er bejaht sie, weil er ihre Nützlichkeit erkennt. Sogar den Friesenkongressen gesteht er einen „tendenziell guten Sinn“ zu. Er möchte aber nicht, daß diese Zusammenarbeit auf der Basis und im Geiste des Friesischen Manifests erfolgt.

Damit habe ich — so hoffe ich jedenfalls — den Gedankengang von Friedemann Rast fair wiedergegeben. Auf einen Kommentar habe ich bewußt zunächst völlig verzichtet. Er soll jetzt folgen, und zwar in friesischem Geiste, d. h. nüchtern und zugleich klar und entschieden!

Ich werde zunächst die Einzelpunkte in der Kritik Rasts meinerseits kommentieren, d. h. meist kritisieren, und anschließend noch eine grundsätzliche Stellungnahme zum Aufsatz vortragen.

1. Einleitend bezweifelt Rast das Vorhandensein des „Friesischen“ bzw. des „Friesentums“. Ich möchte dazu nur anmerken, daß es nachgerade ein krankhafter Zug jugendlicher Kritiker zu werden beginnt, Realitäten einfach zu leugnen oder aber zu erfinden. Für mich sind das Friesische und das Friesentum eine tradierte und auch persönlich erfahrene Realität. Man muß wohl schon ein überaus kluger jugendlicher Intellektueller sein, um die Realität des Friesischen kurzerhand in Frage zu stellen. Umgekehrt ist es schwer, argumentierend Realität zu beweisen. Ich möchte deshalb Friedemann Rast schlicht empfehlen, einmal nach Oldsum auf Föhr zu fahren. Sollte er dann die Realität des Friesischen weiterhin leugnen, wäre ich freilich ratlos.

2. Die Zusammenkünfte der Friesen in Anlehnung an eine mittelalterliche Tradition ist für mich keine Absurdität und auch kein „denkgeschichtlicher Regreß“. Durch diese Zusammenkünfte soll das Rad der Geschichte nicht zurückgedreht, sondern es soll vorangedreht werden — ganz im Sinne des Bekenntnisses zu Europa, wie es im Manifest formuliert ist. Übrigens erwähnt Rast die Bejahung größerer Zusammenschlüsse, wie sie im Manifest ausgesprochen wird, in keiner Stelle. Das begründet für mich Zweifel daran, ob er den Text wirklich nüchtern analysieren oder ob er ihn nicht doch nur spektakulär diffamieren wollte.

3. Die Tatsache, daß es erst in unserer Zeit wieder Zusammenkünfte von Vertretern der drei Frieslande gibt, spricht für Rast gegen die Vitalität friesischen Bewußtseins. Ich sehe es umgekehrt: Daß nun nach einer ganz langen Pause wieder Zusammenkünfte von Vertretern aus den drei Frieslanden stattfinden, *beweist* die Vitalität friesischen Bewußtseins. Solche Möglichkeit einer Neubelebung von Tradition unter neuen Bedingungen und auch mit neuen Zielsetzungen ist für mich geradezu Wesensmerkmal der schöpferischen menschlichen Natur.

4. Frühere Zusammenkünfte — so Rast — behandelten praktische Politik, jetzt werde vor allem das „Gärtlein der Gefühle“ kultiviert. Zunächst einmal: Eine grundsätzliche Abwertung des Gefühls, des Gefühlslebens usw., wie sie allgemein aus dem Aufsatz von Friedemann Rast spricht, ist nach meiner Meinung völlig ungerechtfertigt. Gefühle mögen verschwommen sein können — sie sind jedenfalls eine bedeutende Realität im Leben des Einzelnen, in der Familie und ganz gewiß auch in der Gesellschaft. Außerdem ist es ja nicht so, daß auf friesischen Zusammenkünften vor allem das „Gärtlein der Gefühle“ kultiviert wird. Die Friesenkongresse mit ihren wissenschaftlichen Ansprüchen verlaufen außerordentlich rational. Auf ihnen werden nicht dumpfe Gefühle geschürt, sondern es wird an den mündigen Bürger appelliert, der mitdenkend und mithandelnd die eigene Region menschenwürdig erhalten und gestalten soll. Aber das kann natürlich nicht ohne Gefühl, nicht ohne „Liebe“ geschehen! — Freilich wissen wir genau, daß wir kein politisches Entscheidungsgremium sind. Gleichwohl behandeln wir — sehr bewußt — auch Fragen der praktischen Politik.

5. Rast spricht den Ratsmitgliedern ihre Legitimation im Sinne eines parlamentarisch-demokratischen Verfahrens ab. Ich meine, hier wird der Demokratiebegriff wieder einmal arg strapaziert. Gewiß, es gibt keine allgemeinen, gleichen, freien und geheimen Wahlen zum Friesenrat, aber man kommt in dieses Gremium auch nicht durch Usurpation! Die Friesenratsmitglieder werden von gewählten Vertretern verschiedener Vereine und Verbände auf Zeit delegiert — und das entspricht voll und ganz den Grundsätzen unseres Staatswesens, nämlich den Prinzipien einer repräsentativen Demokratie.

6. Die Frage nach dem Bewußtsein der Freiheit bei den Friesen in Ost- und Nordfriesland in der Zeit des Nationalsozialismus ist sicher eine legitime Frage. Ich bin zu jung, um entscheiden zu können, ob es dieses Bewußtsein auch damals gab. Aber selbst wenn es gefehlt haben sollte: Wir müßten dann um so entschiedener anknüpfen

an die friesische Tradition und dieses Bewußtsein wieder entwickeln!

Damit sind die einzelnen Aspekte der Kritik Rasts von mir kurz und knapp kommentiert worden. Nun noch einige Anmerkungen zu seinem Ideologie-Verdikt gegen das Manifest: Niemand kann bestreiten, daß der geistesgeschichtliche Ursprung der europäischen Volkstumsbewegung in der Romantik liegt — und die Romantik ist gewiß vor allem eine deutsche, keineswegs aber eine friesische Geistesströmung. Es ist nun einmal so, daß in der Nachfolge Herders die Bedeutung historischer Individualitäten entdeckt wurde. Einflüsse Herders sind sowohl in den osteuropäischen als auch in den nordeuropäischen Völkern nachweisbar. Für mich ist die Fundierung des Anspruches auf individuelle und regionale Lebensformung im Sinne Herders auch heute noch gültig. Man darf aber nicht so tun, als ob es zwischen dem Anspruch auf regionale Lebensgestaltung und unserer parlamentarisch-demokratischen Staatsform einen unaufhebbaren Gegensatz gebe. Gerade die totalitären Systeme unserer Zeit haben regionale Eigenarten stets nur in der Weise harmloser Folklore, nie aber in der Eigenständigkeit des Lebens und Denkens geduldet. Wer das „Friesische Manifest“ in die unmittelbare Nähe zu Blut-und-Boden-Verlautbarungen der Nazis rückt, versteht weder das Manifest noch die Nazi-Ideologie richtig! Freilich ist auch uns unser „Boden“, ist auch uns unsere Heimat, unsere Landschaft nicht gleichgültig — genau so wenig wie unsere Herkunft, wie unser „Blut“! Aber selbst die Progressiven haben doch entdeckt, wie wichtig etwa die Landschaft für die Lebensqualität in unserer Gesellschaft ist. Man darf doch nicht sagen: Im Nationalsozialismus haben diese Werte eine Rolle gespielt — also sind sie auf immer korrumpiert! Im Gegenteil: Es geht darum, diese Werte aus einem falschen Bezugssystem wieder herauszulösen. Die Faschisten haben doch solche Werte nur usurpiert, um ihr System durch sie ein wenig menschenwürdig erscheinen zu lassen.

Rast nennt die Sprache des Manifests „bis zur Lächerlichkeit pathetisch“. Gewiß, die Sprache ist pathetisch! Aber das Pathos ist für mich keineswegs lächerlich. Es ist für

mich der verständliche Ausdruck der Ergriffenheit von Menschen in einer ganz besonderen Situation. Ich bin bei der Verkündung des Manifests 1955 nicht dabei gewesen, aber ich kann nachempfinden, was die Menschen bewegt haben mag, die dieses Manifest verfaßten, die es öffentlich verkündeten — und die es anhörten. Man sollte die Sprache des Manifestes nicht im plumpen Rückgriff auf den Nationalsozialismus diffamieren, sondern man sollte sie begreifen als Ausdruck eines besonderen Gefühls in einer besonderen Situation. Niemand darf hier „beckmessern“! Das Manifest ist das lebendige Zeugnis für den Neubeginn der interfriesischen Arbeit. Es ist gewiß kein heiliges Papier. Kritik am Manifest ist kein Sakrileg! Aber wir haben erfahren dürfen, daß von diesem Manifest

eine belebende Kraft für die friesische Bewegung ausgegangen ist, wir wissen, daß die Väter des Manifestes achtenswerte Friesen waren — und keine Krypto-Faschisten. Wenn Friedemann Rast meint, es sei nicht einmal mehr eine Diskussionsgrundlage, dann möchte ich dagegen feststellen: Das friesische Manifest ist das bedeutsamste Dokument für das Selbstverständnis der Friesen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Es sagt mehr über uns aus und es hat auch mehr für uns bewirkt als der naßforschende Aufsatz eines jungen Studenten! Trotzdem bin ich Friedemann Rast für seinen kritischen Aufsatz dankbar. Er zwingt uns erneut zur Selbstbesinnung und zur Selbstbestimmung. Und Klarheit in diesem Sinne ist ein notwendiges Stück bester Aufklärung.